

Illustriertes Unterhaltungs Blatt



4 || Beilage zum Caunusboten (Homburger Tageblatt). || 1915.



Deutscher Soldatenhumor.

Deutsche Soldaten bauen einen belgischen Schneemann, dem sie auch eine Ausrüstung begeben. Mit großem Eifer wurde an dem weißen Mann gearbeitet, und jeder gab etwas her, um ihn gehörig auszufschmücken. Man sieht, daß trotz des Ernstes der Zeiten, der Humor dem deutschen Soldaten nicht so leicht ausgeht.

Echte Liebe.

Eine Geschichte aus der französischen Revolution.

(Nachdruck)

Wie unheimlich das Auge jenes jungen Mannes funktelt, der dort in der Ecke des Cafes im Lehnstuhl vor dem Tischchen sitzt und langsam die Schachfiguren ordnet! Sie bligen beinahe teuflisch, diese beiden finsternen Augen, so hinterlistig, so hyänenartig, als lechzen sie nach Blut. Wie sollten sie auch anders? Sie müßten nicht Eigentum von Maximilian Robespierre sein, dem Blutmenschen, vor dem seit einigen Tagen ganz Paris erbebt und zittert.

Allein sitzt er an einem runden Tischchen. Jeder der Anwesenden rückt soweit wie immer möglich von ihm weg, und keiner wagt es, mit dem Diktator ein Schach einzugehen; denn das hieße fast so viel als um sein Leben spielen.

„Ha, Luigi G. . .“ grinst Robespierre jetzt halblaut vor sich hin, „heute bist du endlich meinen Fätschern in die Hände gefallen, und morgen schon soll dein stolzes Grafenhaupt durch meine eigene Hand bluttriefend in den Sandkorb haummeln!“

Noch während er dies spricht, bewegt sich die Eingangstür des Cafes in ihren Angeln, und herein tritt festen Schrittes ein schöngebauter Jüngling; nur schade! daß man seinen Wuchs nicht besser sehen kann, da ein schwarzer, weiter Mantel von den Schultern wallend bis auf die Knöchel niederfließt. Dunkles Lockengewirr ringelt sich aus der grünen Sammetkappe hernieder auf die Schultern und umrahmt lieblich das schöne, bartlose Angesicht, welches fast mädchenhaft erscheinen möchte. In der Mitte des hohen Saales bleibt er, das Haupt hoch erhoben, stehen, und sein Blick schweift unbefangen suchend über die Gäste, die hier und dort am Schachbrett sitzen. Da flammt's mit einem Male aus den dunkelbraunen Feuer Augen und zuckt geheimnisvoll durch alle Glieder. Er scheint erspäht zu haben, wonach er suchte. Langsam naht er sich dem Tischchen, an welchem Robespierre mit tiefgefurchter Stirn und finsternen Blicken sinnend sitzt. Wortlos, ohne ihn auch nur zu grüßen, nimmt er dem Tyrannen gegenüber Platz und tut sofort den ersten Zug der bereits aufgestellten Schachfiguren. Obgleich erstaunt und sprachlos ob des kühnen Mutes seines Gegners, nimmt Robespierre an, und das Spiel beginnt.

Lautlose Stille herrscht im ganzen Raum, nur die Fliege summt ihr düsteres Lied, nur das Vorwärtstücken der Figuren stört bald lauter und bald leiser die feierliche Ruhe. Allmählich füllt sich der Saal mit Zuschauern. Geräuschlos treten sie an den Tisch heran, um das ernste Spiel und seinen Ausgang zu betrachten. Aus ihren Augen liest man deutlich, daß sie dem jungen Mann den Sieg des Spieles gönnten, wenn dieses in ihren Händen läge.

Auf seinen vollen Wangen glüht ein heißes Rot, in seinen Zügen ziehen fieberhaft die Muskeln, sein Atem scheint zu stocken, nur sein Herz schlägt laut und läßt die Brust gewaltsam sich heben und wieder senken. Sein Auge ruht unverwandt auf den Figuren, nur einmal blickt er auf, um dem Auge des Diktators zu begegnen. Der Jüngling schrickt zusammen, und als nun vollends die kalte Hand Robespierres die seine streift, da tritt der helle Schweiß auf seine Stirn. Was mag es sein, was dieses Herz bewegt? Nach all den Anzeichen gewiß nichts Gutes; nein, eine solche Sprache spricht nur innere Qual und Seelenleid.

Trotz alledem verliert er keinen Augenblick den scharfen Blick bei seinem Spiele, und Robespierre muß gestehen, daß er sich mit einem Meister im Schachspiel eingelassen hat. Minute um Minute ist bereits dahingeschwunden, noch ist von keinem der beiden Spieler ein „Schach“ geboten, als plötzlich von den

rosaroten Lippen des jugendlichen Spielers an Robespierres Ohr ein kaum vernehmbares „Schach“ klingt.

Wie sonderbar doch diese Stimme klingt? Robespierre heftet seine feuersprühenden Augen auf sein Gegenüber, begegnen sich der beiden Blicke; einer erschrickt vor dem und keiner kann des andern Blick ertragen. Doch Weshalb?

Robespierre tut einen Zug, schon hat auch der Ge-
Königin gerückt und zwar — zum letzten Mal. Die
Munde schallt's „Gewonnen“, und Robespierre ist — u-

„Vortrefflich, gut gespielt,“ spricht dieser, ein w-
legen, „wir spielen noch einmal. Nicht wahr?“

Der Gegner nickt zustimmend mit dem Haupt.

„Doch um welchen Preis geht dies neue Spi-
Robespierre, indem er seine Stirn in düstere Falten

Der junge Mann erzittert am ganzen Leibe, die
Lippen beben, doch nur einen kurzen Augenblick. Ma-
ihm an, wie er gewaltsam um Fassung ringt und
Wille die Erregung niederkämpft. Fest richtet er sein
den Gegner, und schleudert ihm fast leidenschaftlich im-
„Es soll ein Menschenleben gelten!“

Die Umstehenden erschauern. Auch Robespierre
eines gewissen Gefühls nicht erwehren, nicht ob de-
denn was zählt bei ihm ein Menschenleben, doch ob de-
Mutes seines jungen Gegners, der höchstens neunze-
zählen mag.

„Hier meine Hand, es gilt ein Menschenleben,“
Tyrann, und das Spiel beginnt von vorne. Beide
sitzen gedankenschwer über den Figuren; mit atemloser E-
verfolgen die umstehenden Zuschauer jeden Griff, und
stille Glückwunsch mag die Läufe und Züge des Jüng-
gleiten. Da tönt aus Robespierres Mund ein lautes
Schreden fährt in alle, der junge Spieler scheint ver-
es steht gefährlich um seinen Preis; da ein Zug — d-
ein Zug, dem Robespierre vorzubeugen überfah, und
rechter, und der Tyrann ist zum zweiten Male „Matt“

Tausend fährt das Schachbrett auf den Boden,
dünne Wandung desselben krachend springt, des Besiegt
sprühen Jörn, die Lippen stoßen einen unverständlichen
aus und knirschen dann ein halbersticktes „Run“.

Er wirft sich wütend in den Lehnstuhl zurück, d-
auf die Ornamente der Saaldecke gerichtet. Da fühlt
Anie umklammert, er neigt das Haupt und sieht
Zügen den Jüngling, dessen tränenfeuchtes Auge
bittet, und dessen blasse Lippen die Worte beben:
Herrscher, für den jungen Grafen Luigi G. . ., der mo-
auf dem Schaffot verbluten soll. Es galt ein Men-
D, laßt es dieses sein!“ Mit zitternder Hand reich-
Allmächtigen ein Begnadigungsgeßuch, das er aus sein-
gezogen hat, empor.

Robespierre wird blaß und nimmt das Geßuch
Hand des Flehenden; indessen schüttelt er mehrmals
Haupt, was nur ein „Nein“ auf die gestellte Bitte
kann. Und doch, was kann ihm G. denn schaden, w-
nicht vor diesen vielen Bürgern hier sein Wort ver-
Er gibt dem Wirte einen Wink, der ihm bedeutet, d-
Jeder herbeizubringen. Mit Freude sehen die Um-
wie Robespierre seinen Namen unter das Schrift-
Der junge Mann kniet noch immer da. Wie atmet er
auf, als er die Begnadigung empfängt, und der Al-

Ihm spricht: „Hier mein Versprechen; doch nun möchte ich deinen Namen wissen, tapferer Bürger.“

„Sprich lieber Bürgerin zu mir; denn ich bin Marietta, die Braut des Grafen Luigi, dem ich durch dieses Spiel Leben wiederum gewonnen habe.“

Des Diktators Stirne will sich abermals verfinstern.

„Bürgerin! Wie konntest Du es wagen, Dich schließlich dem größten Unglück, dem Tode, in die Hand zu spielen?“

„Das tat ich nicht und konnt' ich nicht einmal. Denn für bedeutete bei diesem Spiele Sieg und Niederlage Glück. In der Sieg entriß meinen Bräutigam der Guillotine und Niederlage? Wär' ich unterlegen, so hätte Luigi, mein Glück

auf dieser Erde, morgen sterben müssen, ich hätte Dir ein Menschenleben für Deinen Sieg geschuldet, und das wär' dann ich gewesen. O, sag' es selbst, wär' das für mich kein Glück gewesen, wenn ich mit dem Erfahrenen meines Herzens hätte sterben können, nachdem es mir verstattet war, mit ihm zu leben?“

Die Umstehenden ergreift bei diesen Geldenworten, aus denen Liebe sprach, wie sie die Welt so wenig kennt, tiefe Rührung. Selbst Robespierre sitzt in sich versunken da. Er hört der heldenhaften Jungfrau Dank nur halb und halb.

„Gott mit Euch allen, Bürger,“ ist ihr letzter Gruß, und fort ist sie aus dem Café.

Auf dem Felde der Ehre gesühnt.

Skizze von Ludwig Blümke.

(Nachdruck verboten.)

Obilmachung. — Vor dem armseligsten Lehmhäuslein des Dorfes sitzt mit gefalteten Händen und grandurchtrem Gesicht der ehemalige herrschaftliche Diener Reichel. Er muß sein einziger Sohn, der Paul, Kontorist in einer Endung des nahen Städtchens, auch zur Fahne. Bittere Not dann über den alten Mann und seine kranke Gattin einbrechen, das liegt klar auf der Hand. Was soll aus den beiden werden, wenn der Paul sie nicht mehr unterstützen kann? Die geringe Altersrente reicht kaum für Arzt und Heiler hin. Und auf die Hilfe anderer darf man nicht rechnen. Wer will denn mit einem alten Spitzbuben etwas zu haben? Und für einen solchen gilt, doch der Johann Reichel in der ganzen Gemeinde, seitdem der Herr Baron ihn von gesagt und nur aus Gnade und Barmherzigkeit von der Anzeige bei der Polizei abgesehen hat. Ja, ja, die verschwundene Briestafche mit den fünfhundert Mark! Jeder ist überzeugt davon, daß der Schloßdiener sie genommen hat. Reichel spricht doch für seine Schuld. Ach, wenn das nicht wäre! Am er wenigstens gerechtfertigt dastände und den Leuten ersat aus dem Wege zu gehen brauchte! Wieviel leichter dargens würde dann auch der Junge ins Feld ziehen! — — — Zu derselben Stunde schreitet im Schloßpark der Freiherr v. A. . . . ungeduldig auf und ab. Zwei Söhne von ihm, Offiziere, und Egon, der Bonner Student, sein Jüngster, sich, obwohl er zum Frühjahr als Halbinvalide von seiner Heilung entlassen wurde, als Feldzugsfreiwilliger gemeldet. Er auch angenommen und will heute in aller Eile dem Vater wohl sagen. — Gleich muß er da sein. Der Kutscher holt von der Bahn ab. „Braver Junge doch, trotz aller losen Reiche und seines bodenlosen Leichtsinns!“ spricht der alte vater zu sich selber. — — Schon fährt der Wagen vor. Egon da. Mit offenen Armen eilt ihm der Vater entgegen. Aber Jüngling wehrt ihm und spricht unter Tränen mit bebender Stimme:

„Vater, erst muß ich Dir etwas beichten. Das ist der Hauptgrund meines Kommens. Ich kann die Last nun nicht

länger auf dem Gewissen tragen. Ein erbärmlicher Lump steht vor Dir, der nicht wert ist, daß Du ihn in Deine Arme schließt. Aber im Felde hoffe ich Gelegenheit zu finden, meine schwere Schuld zu sühnen. Vater, ich habe in meiner Schuldennot die Briestafche — gestohlen. Johann ist unschuldig. — Die Gelegenheit war so günstig. O, ich habe furchtbare Gewissensqualen gelitten, aber den Mut zur Bekenntnis fand ich nicht, denn ich fürchtete, Du würdest mich verstoßen, wie ich es verdient habe. — Vater — jetzt ist es heraus. — Vergib mir, damit ich erleichtert ins Feld ziehen kann.“

Der Freiherr zuckt bei dem Geständnis zusammen, wie von einem Peitschenhieb ins Gesicht getroffen. Starr wird seine Miene, wie Wetterstrahl flammt es auf in seinen Augen. Sein Sohn ein Dieb — ein Lump? — Nein, das kann er so schnell nicht begreifen. — Und nun liegt Egon vor ihm auf den Knien und hat immer nur die eine Bitte:

„Vater, sprich nur ein Wort: Vergib mir!“ — — —

Es ist Krieg. Vielleicht sieht der Freiherr seinen Jüngsten in dieser Stunde zum letztenmal. Der Gedanke stimmt ihn versöhnlich, macht ihm das Herz weich. Es soll vergeben und vergessen sein. Jede Schuld läßt sich ja sühnen. Und Egon's Reue ist echt. — Vater und Sohn scheiden versöhnt. Aber Johann Reichel kehrt noch heute ins Schloß zurück. Er ist gerechtfertigt und braucht keine Not mehr zu leiden. Sein Junge darf beruhigt dem Ruf des Kaisers folgen, denn für die alten Eltern ist gesorgt. — — — Am Abend des ersten August erscheint der Depechenbote im Schloß: Ein Telegramm. Johann überbringt es seinem Herrn. Der öffnet es mit zitternden Fingern und liest:

Der Kriegsfreiwillige Egon von A. . . . starb heute bei einem überaus kühnen Patrouillenritt den Tod fürs Vaterland. Sein Andenken wird beim Regiment für immer in Ehren bleiben.

v. . . . Oberstleutnant.

Egon hat seine Schuld gesühnt.

Aphorismen.

Mancher rutscht auf den Knien herum, um auf die Beine kommen.

Gehen lernen ist für den Menschen eine schwere Kunst; sich gehen lernen aber eine noch viel schwerere.

Auch beim Verseschmieden müssen Funken sprühen.

Anerkennung erhebt den Dichter kühn zur Unsterblichkeit, aber Honorare lassen ihn noch länger leben.

Die Ehe kommt nach der Liebe, wie Rauch nach der Flamme.

In die Klänge der Feier mischt sich oft das Knurren des Magens.

Mutter stirb! Sie wartet d'rauf.

Nach dem Leben von Anton Schelle.

(Nachdruck)

Stunden, Tage lang sitzt die arme, alte Hubermutter in ihrem Ausstragstübchen auf der Ofenbank — und wartet auf den Tod. Wahrlich, sie wartet lange schon. Doch ist der Zeusemann bis heute noch immer nicht erschienen.

Siebzig Jahre war sie alt, als sie dem Sohn das kleine Stübchen übergab. Ja, damals war sie noch frisch und rüstig. Noch hurtig war ihr Schritt, noch fest und stark die Hand, noch klar ihr Auge.

Indessen jetzt! Die achtzig Jahre haben es ihr angetan. Die Füsse haben ihren Dienst beinahe gänzlich aufgekündigt, die Hände, abgezehrt und mager, zittern gleich dem Laub der Espe, und um die Augen, die tief in ihren Höhlen liegen, lagern dunkle Schatten. die Sehkraft ist fast ganz erloschen.

Leise weinend und wimmernd sitzt sie da, während des Rosenkranzes Perlen durch ihre Finger gleiten. Nicht die Gebrechlichkeit des alten, morschen Körpers preßt ihr die Zähnen aus den Augen, sondern die Verhinderung, welche sie tagtäglich von ihrer Schwiegertochter in so bitterer Weise zu erdulden hat.

Wahrhaftig, so hatte sich ihr Herz den Abend ihres mühe-reichen Lebens nicht geträumt. Blühte sie zurück auf die Ver-gangenheit, so traf ihr Blick nur Sorge, Kummer und Arbeit, um das väterliche Stübchen von den Schulden zu befreien, um es einst schuldensfrei dem Sohn als Erbe in die Hand zu geben und selbst darin die letzten Tage sorgenlos und glücklich zu verleben.

Wirft sie auf die Gegenwart den Blick, so steht vor ihrem Geist ein junges Weib, das Tag und Nacht gleich einer Furie Jörn und Haß auf sie entläßt und sie am liebsten auf der Totenbahre, nein, noch lieber tief im Grabe sähe; denn auf der Bahre hätte sie noch immer Angst, die alte Mutter könnte wiederum zum Leben auferstehen. Und dieses Weib ist ihre eigene — Schwiegertochter. Blickt sie aber in die Zukunft, da durchschauert es die morschen Glieder; denn gellend dringt der bitter hornte Ruf der Schwiegertochter an ihr Ohr: „Stirb, stirb doch endlich! Schon lange harre ich darauf.“

Es ist ein Regentag. Den Körper der alten Hubermutter durchbebt ein heftiges Zittern. Es friert sie, wenngleich auch draußen die Natur schon sommerlich ergrünt und blüht. Ach Gott, wie gut und wohl täte jetzt dem alten Mütterlein ein Teller warmer Suppe! Darum zu bitten aber wagt sie nicht; lieber will sie hungern, frieren, besonders seit ihr Sohn vor einem Monat den Tod beim Fällen eines großen Baumes ge-funden hat. Wie angenehm müßte nun der franken Frau ein warmes Stübchen sein! Soll sie darum bei der Schwieger-tochter stehen? O, sie tat es erst vor einer Woche, und die Antwort? „Sollst sie haben, Alte; aber mache Dir nur selbst das Holz dazu!“ So sprach die Schwiegertochter in ihrer Herzenshärte und lachte höhnisch. Wußte sie ja wohl, daß die schwache Mutter nimmermehr imstande war, sich selbst das Holz zu spalten. Die kleine Else hatte Mitleid mit dem alten Großmütterchen und wollte heimlich Kleinholz auf ihr Stübchen bringen. Doch vor der Türe hielt sie die Mutter auf und schrie sie mit roher Stimme an, so laut, daß es auch die Mutter in der Kammer hören mußte: „Else, wart, ich will Dir noch die Faulheit unterstützen helfen; kann sie sich selber nicht dazu bequemen, Holz zu spalten, dann soll sie nur erfrieren. Wer nur den lieben, langen Tag träumend in der Stube hockt, ist überflüssig auf der Welt. Fort in die Küche mit dem Holz!“

Solche Worte trafen täglich der Greisin Herz, die dieses zwar nicht tödlich durchbohrten, aber furchtbar schwer ver-wundeten. Bei wem sollte sie in ihrem Leiden Trost und Hilfe und Erlösung suchen? Bei Menschen? Ach, sie war ja von der Außenwelt wie im Gefängnis abgeschlossen. Bei Gott?

Sie betete, und sieh! es schien, als erbarmte sich der Himmel ihrer Qualen. Die Nacht sank nieder. Still lag das Dörrchen da, die Bewohner ruhten in den weichen Püttchen des Schlummers, als ein fürchterliches Ungewitter über die Ortschaft niederging. Blitze fuhrn aus den Wolken nieder und erhellten weithin den finster schwarzen Himmelsbogen.

Die Hubermutter saß schlaflos am Fenster ihres Kam- und sah sinnend dem Gewitter zu. Plötzlich fuhr i auf die Augen; ein Blisstrahl hatte sie geblendet, der in die alte Eiche gefahren war, die dicht am Häuschen

Sie fährt aus ihrem Brüten auf und sieht, wie eine große Axt der Rieseneiche krachend auf den Boden stürzt. Wieder starrt sie eine Weile vor sich hin; der große Wucht und ihre Sehnsucht nach Erlösung umdün- Geist, sie erhebt sich und schleppt sich mühsam auf zum aus dem Hause hin zur Eiche. Doch kaum ist sie an- angelangt, da schwinden ihre Kräfte und sie fällt beim nassen Grase nieder. — — —

Der dritte Abend sinkt hernieder, als sie aus die Ohnmacht wieder zu sich kommt. Sie sieht um sich in ihrer Kammer, und vor ihrem Lager steht zornersfüllt ihre Schwiegertochter. Kaum hat sie ihre Augen recht, da schreit sie diese wütend an: „Alte Hege, Selbst- Willst Du mich im ganzen Dorf in schlechten Ruf, in- und Schande bringen? Auf und fort aus meinem Hau- diese Nacht!“

Damit faßt sie das arme Weib beim rechten gerri es aus dem Bett. Zum Stehen ist das Mütter- schwach; kraftlos sinkt sie vor dem Lager nieder, inde- Peinigerin scheltend aus der Kammer eilt.

„Gott,“ stöhnt die heimgesuchte Frau, „gib mir noch soviel Kraft, daß ich mein Elternhaus, das mir wurde, verlassen kann!“ Mühsam richtet sie sich auf, legt sie ihre alten Kleider an, und eine Stunde später bei finsterner Nacht das alte Mütterlein auf ihren beiden zur Türe des Elternhauses hinaus — heimatlos stoßen. — — —

„Leb wohl, Du altes Heim! Gott im Himmel, ver- Tat!“ So lauteten ihre Abschiedsworte. Dann lenkte Schritte hinein in die Finsternis der dunklen Nacht.

Mütterlein! Wo aus? Wo an?

Der Wind pfeift um das Haus, der Regen prasselt auf die Fensterscheiben nieder und weckt die junge Hub- ihrem Schlaf auf, als klagte auch er sie ihres himmlischen Verbrechens an. Der Sturm bricht los und wü- ganze Nacht.

Armes Mütterlein! Wie wird es dir ergehen?

Der nächste Tag bricht an. Es ist am Vormitte drückend heiß. Gegen Mittag zieht sich um das finstere Gewölk zusammen und ballt sich zu Gewitter. Es fängt zu regnen an. Blitze zucken auf die Erde nie- rollend fährt der Donner durch die Lüfte.

Vom Mühlbach her kommt langsam ein Zug von bewohnern dem Huberhäuschen zu. Eben sind sie Hause angelangt und klopfen an. Die junge Frau m und sieht vor sich auf einer Bahre von Wasser triefend Leichnam ihrer Schwiegermutter.

Doch sie erschrickt bei diesem Anblick nicht. Sie nicht, warum!

„Wir fanden sie im Mühlbach,“ spricht einer v Männern, während die Luft vom rollenden Donner und erbebt, „die arme Frau muß in den Bach gefallen.“

„Weiß Gott, ob sie nicht selbst den Tod gesu- zugutruhen war es.“

Da, ein greller Blitz, ein fürchterliches Krachen, und die in ihrem Furelmut die letzten Worte ausgesprochen sinkt vom Blitz getroffen vor der Leichenbahre tot zu nieder. — — —

Das alte Häuschen steht in Flammen und beg- wenigen Minuten unter seinem Schutt der Schwiege- Leiche, während die lichte Glut des Feuers das selbst noch wehmutsvolle Angesicht des toten, armen Mütter- der Leichenbahre hell erleuchtet. —

Das Mütterlein ist tot, doch auch erlöst von schmeren Leid.

Eine Theorie des Stotterns.

neue Erklärung des Ursprungs des Stotterns ist auf-
geordnet. Allgemein nimmt man bis jetzt an, daß dieser
Stotter auf einem Krampfe nicht koordinierter Muskeln
beruht, das ist noch keine
da es uns noch nicht
Ursache des Krampfes
Mangel an Koordination
gibt. Nach der neuen
Theorie wäre das Stottern die
vorübergehenden Ge-
störte, d. h. einem Ver-
stärktes Lautes der Wörter,
die weiteren Bedingungen
Verwirrung und einer
Zuckerschmerz er-
fahren, die in einzelnen
durch Autosuggestion eine
erzählen. Die erste
mag oft leichter Natur
in der frühen Jugend-
zeit sein; sie kann sich
verändern oder ganz ver-
schwinden, während die sekundären
Störungen als angenommene Ge-
störte fortbestehen.

Prüfung der Echtheit eines Diamanten.

notwendiges Werkzeug
für die Prüfung eines Diamanten ist
ein Stein, der einen echten Dia-
manten nicht ragen kann, während
ein imitiertes sofort
Spuren hinterläßt. Noch
als die Feile ist aber der
Stein, der dem Diamanten
steht am nächsten steht.
Stein, den der Saphir
kann, ist unbedingt kein
Diamant. Wenn man ein Wasser-
glas auf die Oberfläche eines
Diamanten bringt und es dann
mit der Spitze eines feinen Pin-
zettens berührt, wird der Tropfen seine runde Form behalten,
wenn aber rein und trocken bleiben. Auf einem künstlichen,
gestrichenes deutsches Bürgerkind die Zunge gegen uns herausschießt
und Johnny heißt. Nun wissen wir, was ein Fremdwort ist."

Jung-England.



"Was kümmert uns unsere gefährdete Stellung auf
dem Erdball; Hauptsache, daß wir beim Fußball Sieger
bleiben!"

d. h. nachgeahmten Diamanten breitet sich der Wassertropfen
dagegen sofort aus. Taucht man einen Diamanten in Wasser,
so wird er in der Flüssigkeit deutlich glänzend sichtbar bleiben;
eine Imitation wird dagegen fast unsichtbar. Wenn man, wie
durch ein Stück Glas, durch einen Diamanten sieht, und auf
ein schwarzes Fleckchen auf weißem
Papier blickt, wird das Fleckchen
nur einmal sichtbar sein; unter
einer Imitation wird man bei
diesem Versuche stets mehrere
Flecke oder etwas wie einen
schwarzen Nebel sehen. Der
weiße Saphir, der weiße Topas
und der Bergkristall werden oft
als Diamanten verkauft, die
meisten Imitationen bestehen
aber einfach aus Glas.

Was ist ein Fremdwort?

In dieser Zeit des Kampfes gegen
die Fremdwörter werden vielleicht
die nachfolgenden humorvollen
Worte, mit denen der Germanist
Adolf Bacmeister († 1873) diese
Frage dereinst in seinen "Ger-
manischen Kleinigkeiten" (Stutt-
gart, 1870), beantwortete, interes-
sieren: "Auf Johann geht der bie-
dere deutsche Hausknecht, Hannes
heißt der schwäbische Bauer und
Hannesle sein Bub, Hans ist Erb-
name in manchem ehrenhaften
Bürger- und Adelshaus; Johannes
aber riecht nicht nach deutschen
Lannenzapfen, sondern schmeckt nach
füßlich frommer Sentimentalität
mit Schmachtklofen und Schmach-
taugen; der Jean nimmt uns im
Gasthaus das Geld ab, das eigent-
lich der Johann verdient hat, und
neuerdings, daß Gott erbarm,
können wir schwören, daß ein Beef-
steak, welches John uns vorsetzt,
1 Gulden 36 Kreuzer kostet, während
vom Trottoir, von seiner Gouver-
nante begleitet, ein schottisch an-
sehendes deutsches Bürgerkind die Zunge gegen uns herausschießt
und Johnny heißt. Nun wissen wir, was ein Fremdwort ist."

Rätsel-Ecke

Leiterrätsel.

Die Buchstaben in
vorstehender Leiter sind
so zu ordnen, daß die
Seitenballen einen
König der Ostgoten
und einen König der
Westgoten, die Sprossen
ein Gitterwerk, einen
indischen Titel und
einen männlichen
Namen bezeichnen.

1873 1873

Ergänzung.

—tr—, —ab—, —na—,
—ehni—, —sbei—, —apol—,
—himi—, —nn—.

Die Striche sind durch die Buchstaben
selbst bedeutungslos zu ersetzen, so daß
den Buchstaben zehn bekannte
entstehen, deren Anfangsbuch-
staben eine Stadt in Marokko, die End-
buchstaben eine Stadt in Brasilien ergeben.

1873 1873

Wilderrätsel.



1873 1873

Versrätsel.

Mein Ganzes bringet Freude Dir und Erheiterung;
Nimmst Du zwei Zeichen mir, besitzt mich alt und jung.
Streichst nochmals Du mein Haupt, bedeut' für manches
Land

Den höchsten Reichtum ich, so schlicht auch mein
Gewand.

1873 1873

Metamorphose.

I	II	III
Mole	Tasche	mythische Person
Moto	Herde	Meßvorrichtung
Zur	Meer	türkische Festung
Schoen	Turf	Stadt in Bayern
Der	Valg	baharischer Minister
Grube	Oden	Stadt in Ungarn
Jhn	Gerber	Stadt in Rheinpreußen
Das	Vai	Gestein
Aden	Der	Stadt in Sachsen
Elle	Ast	Stadt in Spanien
Froh	Scheine	Stadt im Elsaß
Lau	Lein	Irrenanstalt in Baden
Dde	Gran	ehemalige Festung in Ungarn

Gau Rauch Stadt in Sachsen

Die Buchstaben eines jeden Wortes
in Rubrik I ergeben im Verein mit den
danebenstehenden in Rubrik II ein neues
Wort, für welches die Bezeichnung in
Rubrik III angegeben ist. Die Anfangs-
buchstaben der neuen Wörter nennen
einen Schauspieler.

1873 1873

Der Weltkrieg.

Zur See ist ebenfalls Wackeres geleistet worden. Am 17. Dezember sind deutsche Kreuzer in kühnem Vorstoß an der englischen Küste erschienen und haben die befestigten Städte Hartlepool und Scarborough bombardiert. In Hartlepool begannen die Granaten 8 Uhr 25 Min. in die Stadt hineinzufallen. Die deutschen Schiffe kamen nicht so nahe heran, daß man sie hätte unterscheiden können. Das Bombardement dauerte 25 Minuten. Granatsplitter fielen über die ganze Stadt. Der materielle Schaden ist sehr groß. Zwischen 9 und 10 Uhr vormittags bombardierten, wie gemeldet, zwei deutsche Kreuzer Whitby. Das Bombardement auf Scarborough begann um 8 Uhr. Auch hier haben die Granaten großen Schaden angerichtet. Als die Kanonen draußen auf dem Meere zu donnern und die Granaten unmittelbar darauf über die Hausdächer zu sausen begannen, wurde die Einwohnerschaft von einer gewaltigen Panik ergriffen. Alles stürmte aus den Häusern heraus nach der Eisenbahnstation.

Die in Hull angekommenen Flüchtlinge von Scarborough melden, daß in zwei Salven 50 Granaten abgeschossen wurden. Von vielen Häusern seien die Dächer fortgerissen. Scarborough ist der wichtigste Hafenplatz an der Ostküste Englands zwischen der Themse und dem Humber. Er wird durch starke Batterien geschützt. Der Handel blüht in Friedenszeiten. Getreide wird namentlich versandt. Wir wollen hoffen, daß manche solche Ladung nun auf den Meeresgrund gelegt wurde.

Hartlepool ist gleichermaßen durch seinen Kohlen- und Mehlhandel von Bedeutung. Der Hauptzweck, den wir durch die Entsendung unserer Schiffe an die englische Küste erzielen wollen, liegt wohl auf moralischem Gebiet. Man hatte nur nötig nach der Beschließung von Plymouth die neu-

trale Presse zu verfolgen, um zu erkennen, wie sehr das britische Seeherrschaft gelitten hatte. So schrieb eine amerikanische Zeitung: „Englands klägliche Leistungen im Verlauf des Seekrieges haben Enttäuschungen seinen Verbündeten hervorgerufen. Die Admiralität ohne jede Initiative.“ In der Tat zeigt die britische Admiralität einen Mangel an Initiative und an Offensivgeist, der wirkt. Man braucht die Schwierigkeit der Bewachung der langen englischen Küste keineswegs unterschätzen. Hin ist es allerdings, daß die britischen Schiffe zum zweitenmal in die Küsten kommen. Eine weitere Niederlage vorliegen, über den Verlust unserer Schiffe so weit er Vernichtung lichen Schiffen bezieht usw. Betrachtungen stellt werden genügt vorläufige Meldung in der größten, wenn sehr begreifbar Panik, die armen Bevölkerung der beiden Le-



Der Beobachtungsposten einer österreichischen Batterie.

Die Kämpfe in Galizien und Polen beanspruchten von den Österreichern eine große Ausdauer und einen heldenhaften Mut gegenüber der großen Übermacht der Russen.

Städte bemächtigte. — Auch die österreichische Flotte hat einen schönen Erfolg bliden. Das französische Unter „Curie“ wurde, ohne zu einem Angriff gekommen zu sein, der Straße von Otranto, von Strandbatterien und Fahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht. Der Kommandant und sechsundzwanzig Mann sind gerettet, gefangen genommen, nur der zweite Offizier wird.

Das Unter „12“ — Kommandant schiffsleutnant Egon Lerch am 21. Dezember vormittags Otrantostrom aus sechs großen bestehende französische Flotte gegriffen, Flaggschiff, Courbet, an der Spitze bedemal gefangen. Dieses Schiff hört der fertigen noughtsflasse



Generalsoberst von Kluck mit seinem Stab.

Unser Bild zeigt den Führer der ersten Armee vor seinem Hauptquartier in Frankreich, links von diesem Generalleutnant v. Kuhl, rechts Oberst v. Bergmann.